

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

46. Jahrgang

1992

Heft 4

Herausgegeben vom Institut für Volkskultur

Hermann Kohl	
Der Meteoritenfall von Prambachkirchen vor 60 Jahren	381
Claudia Peschel-Wacha	
Die Brauerei als Arbeits- und Lebensraum Eine Kulturstudie aus dem Innviertel (III)	388
Barbara Ritterbusch-Nauwerck	
Fischer und Fischerei am Mondsee – ein Bericht aus Erfahrungen	412
Karl Pilz	
Zur Geschichte der frühen Fotografie im Salzkammergut	422
Kriemhild Pangerl	
Josef Lugstein als Administrator der Dotationsgüter des Bischofs von Linz	427
Der erste Christbaum zu Reichenau im Mühlkreis – Rudolf Ardelt	442
Anton Lutz (1894–1992) – Peter Assmann	444
Eine originelle „Haus-Chronik“ aus Zwettl a. d. Rodl – Josef Mittermayer	446
Volkskultur aktuell	451
Buchbesprechungen	454

Fischer und Fischerei am Mondsee – ein Bericht aus Erfahrungen

Von Barbara Ritterbusch-Nauwerck

Geschichte der Fischerei

Seit Jahrtausenden ist das Ufer des Mondsees besiedelt. Reiche Funde aus prähistorischen Zeiten (ca. 3000 v. Chr.) zeugen von seßhafter Lebensweise der Bewohner, die sich in Pfahlbauten rund um den See ansiedelten. Für sie war der Fisch eine sichere Nahrungsquelle.

Direkte Belege aus dieser Zeit deuten auf den Verzehr von Hecht und Huchen (WOLFF, P., 1977). Vermutlich sind noch andere Fischarten gefangen worden, können aber wegen ihrer geringen Haltbarkeit nicht nachgewiesen werden.

Für die Fischerei gelten heute wie damals die gleichen Voraussetzungen. Es sind zum einen die natürlichen Gegebenheiten des Sees, wie:

- Ein großes Einzugsgebiet (274 km²) mit dem Fuschl- und Zeller See als Vorwärmbecken geben dem Wasser ein relativ hohes Temperaturniveau (max. Sommertemperatur: 24 °C), wodurch das Wachstum der Fische begünstigt wird.
- Die Anzahl der zufließenden Bäche (18) und Achen (3) und ihre Wasserführung haben vielfältige Uferformationen entstehen lassen, die eine reiche Ausbildung an Fischarten und -individuen ermöglichte.

Zum anderen ist es die Art und Weise, wie die Fischer den natürlichen Fischreichtum des Mondsees untereinander aufteilen. So werden heute von den 18 eingetragenen Fischrechten noch acht als Nebenerwerb ausgeübt.

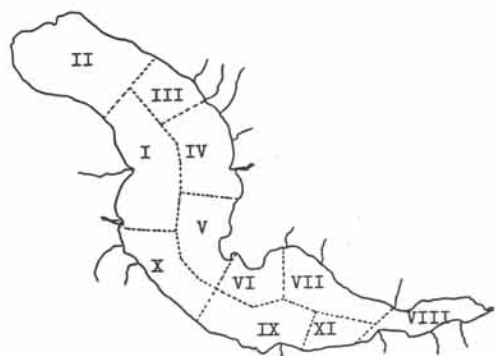
Von der Arbeit dieser Fischer, ihren Erfahrungen und Beobachtungen will dieser Bericht melden. Er beginnt zirka mit dem Jahre 1925 und ist zusammengetragen aus Interviews, die die Fischer Wesenauer, Reichl, Plötzeneder, Daxner, Abel und Strobl gegeben haben. Hinzugefügt sind die Erinnerungen von Frau Maria Wiener, die in den Jahren 1919 bis 1933 ihrem Vater, dem Paulbauern, bei der Ausübung des Fischfanges half. Sie ist eine der ganz wenigen Frauen, die als Fischerin am Mondsee gearbeitet hat.

Die Ausübung der Fischerei, ihr jahreszeitlicher Ablauf und die einzelnen Berechtigungen sind durch eine Fischereiordnung geregelt. Sie legt auch die Fanggründe fest, die für den Mondsee folgende Teilgebiete ausweisen.

Fischarten

Früher, bis etwa zum Ende des Zweiten Weltkrieges, gab es im Mondsee eine reichere Fischfauna als heute. Nach Wesenauer und Reichl waren die Arten: Barbe (*Barbus barbus*), Aitel (*Squalius cephalus*), Brachsen (*Abramis brama*), Perlfisch

(*Rutilus frisii* meid.), Rotaugen (*Rutilus rutilus*), Rotfeder (*Scardinius erythrophthalmus*), Pfrille (*Phoxinus phoxinus*), Hasel (*Leuciscus leuciscus*), Grundel (Fam. *Gobiidae*), Barsch (*Perca fluviatilis*), Karpfen (*Cyprinus carpio*), Laube (*Chalcalburnus chalcoides*), Rußnase (*Vimba elongata*), Schleie (*Tinca tinca*), Hecht (*Esox lucius*), Seeforelle (*Salmo trutta* f. *lac.*), Reinanke (*Coregonus* sp.), Seesaibling (*Salvelinus alpinus salvelinus*), Aalrutte (*Lota lota*), Waller (*Silurus glanis*), Zander (*Stizostedion lucioperca*), Koppe (*Cottus gobio*), Schmerle (*Noemacheilus barbatulus*) und Aal (*Anguilla anguilla*).



Die Fischrechte im Mondsee: II Wesenauer, III Daxner, IV Wendtner, V Abel, VI Seehof, VIII Reichl, IX Plötzeneder, X Strobl.

Als „Groß- und Kleinfische“ werden sie heute genau wie seit vielen hundert Jahren zum Kauf angeboten (auf dem Fischenhaus ruht dieses Recht seit mehr als 400 Jahren). Die Großfische sind die Edelfische (Raubfische wie Hecht, Zander usw.), als Kleinfische werden die Rußnasen und Lauben (Weißfische) genannt, die zu früheren Zeiten tatsächlich ein kleineres Körpermaß besaßen als heute. Das Recht zur Großfischerei erlaubt den Fang mit dem Zugnetz („Segen“), das Kleinfischereirecht erlaubt die Benutzung des Setzgarns und der Legangel.

Das oben genannte Spektrum der Fischarten hat sich verändert. Als ausgestorben gelten die Grundel; nur noch selten gefangen werden die Aalrutte, Barbe, Seeforelle, Pfrille und der Saibling. Die ursprüngliche Mondsee-Reinanke, die zeitweise sehr stark zurückgegangen war, nimmt anscheinend wieder an Zahl zu. Die Regenbogenforelle (*Oncorhynchus mykiss*) wurde eingeführt.

Fangmethoden

Das früher hauptsächlich gebrauchte Gerät zum Fang der Fische war das Zugnetz, genannt der (die) „Segen“.

In zwei verschiedenen Größen wurde es verwendet:

- Der kleine Segen war 24 Klafter lang; damit durfte der Fischereirechtsbesitzer fangen.
- Der große Segen maß 48 Klafter; er durfte nur von dem Grundeigentümer, dem Schloßherrn, eingesetzt werden.

Die beiden Netzflügel bestanden aus drei Teilen mit jeweils verschiedener Maschenweite; es war dies das starke, das weite und das enge Tuch. Ihre Höhe betrug 1 m. Die Flügel mündeten in dem sogenannten Sog, oder auch Bern, Perm, Nachgang genannt. Der Fang selbst wurde an flachen Uferstellen betrieben, die ihrerseits „Zug“ genannt wurden. Das Netz wurde vom Boot, dem Mondseer Einbaum, aus langsam, „Hand vor die Hand“ in Richtung Ufer gezogen. Der Fang wurde in das Boot entleert. Es wurden nicht mehr als zwei Fänge hintereinander getätigt.

Der „Zug“, also die Uferstelle, auf der der Fang erlaubt war, mußte gepflegt werden, von groben Materialien wie Steinen und Ästen gereinigt, damit das Netz nicht zerriß. Ein besonderer „Zug“ war der „Bannzug“, der ein Ausnahmerecht zum Fang von Saiblingen bedeutete.

Neben der Zugnetzfisherei wurden auch Netze gesetzt. Ein solches Netz, genannt „Setzgarn“ oder „Garndl“, war ursprünglich – ebenso wie das Zugnetz – von Hanf gestrickt, d. h. aus groben Hanfschnüren geknüpft. Später hat man maschinengesponnene Baumwolle (ägypt. Mako) verwendet. Die Maschenweite der Netze entsprach festgesetzten Maßen. Man kaufte sie aus Deutschland (Itzehoe), weil es in Österreich keinen Webstuhl gab zur Herstellung der Netze. Die beschädigten Netze zu reparieren war die Arbeit von Spezialisten, die von Ort zu Ort zogen, und es soll einen unter ihnen gegeben haben, dessen Fingerfertigkeit so groß war, daß er an einem Tag 30.000 Maschen zu stricken vermochte. Doch das gehört sicher zum Fischerlatein.

Außer den Netzen wurden Reusen zum Fang der Fische ausgelegt. Innerhalb eines Fischrechts war ihre Anzahl begrenzt; sechs Reusen durften an einem Band hängen, und der Fischer durfte zwölf Bänder besitzen.

Eine weitere Art, Fische, besonders Lauben, zu fangen, bestand darin, sogenannte „Klingen“ herzurichten. Das waren künstlich geschaffene Laichplätze am Uferand, die mit Schotter und Sand aufgefüllt wurden. Auch diese durften nur in begrenzter Anzahl und Höhe gestaltet werden.

Schließlich hat man Legschnüre zum Fang von Aal, Zander, Hecht, aber auch für Köderfische (Rotaugen) ausgelegt. Eine solche Legschnur – damals war sie aus Haaren von Kuhschwänzen gedreht – erlaubte 200 Angeln, deren Abstand per Verordnung geregelt war.

Der Verkauf der Fische ging an den Klerus, den Adel und reiche Bürger. Das gemeine Volk konnte sich normalerweise keinen Fisch leisten, weil er zu teuer war. Die Fische, die nicht direkt verkauft wurden, hat man für längere Zeit in Hälterungsteichen, sogenannten Kaltern, aufbewahrt und mit Roßfleisch gefüttert. Die Teiche waren mit Quellwasser gespeist. Für kürzere Konservierungszeiten hat man die Fische in Eiskellern gelagert. Das dazu notwendige Eis hat man im Winter von eigens angelegten Teichen, den sogenannten Eisteichen, „geerntet“. Es konnte bis zum darauffolgenden August zur Kühlung benutzt werden.

Der Fang der Fische war auch während der Laichzeit erlaubt, dann jedoch ausdrücklich nur zum Zweck der künstlichen Erbrütung. Für die Laichzeit galt nicht

ein Kalenderdatum, sondern man richtete sich nach den Fischen selbst, wodurch zeitliche Schwankungen von ein bis drei Wochen auftreten konnten. Die laichreifen Fische wurden abgestreift, den Laich gab man zur Erbrütung in die Fischerhütten, die rings um den See standen. Die Brütlinge wurden dann wieder in den See gesetzt.

Die Fischerei heute

Eine tiefgreifende Veränderung in der Fischerei trat ein seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und den nachfolgenden technisch-wirtschaftlichen Umwandlungen. Die Zahl der Fischer, die ihr Fischrecht ausübten, ging zurück. Die wachsende Motorisierung ermöglichte es, außerhalb des eigenen Ortes einen Arbeitsplatz mit höherem und sicherem Einkommen zu finden. Damit ging das Interesse an der erwerbsmäßigen Fischerei zurück, was zur Folge hatte, daß etliche Fischrechte nicht nur zum Erliegen kamen, sondern auch verkauft wurden. Selbst der Seenbesitzer hat Anfang der fünfziger Jahre die erwerbsmäßige Fischerei eingestellt. Heute sind es noch acht Rechte, die ausgeübt werden. Es sind dies: Wesenauer, Daxner, Wendtner, Abel, Seehof, Reichl, Plötzeneder und Strobl.

Ein großer Wandel trat nicht nur in der technischen Umstellung von Zugnetz- auf Stellnetzfang ein, sondern auch in der natürlichen Situation des Fischbestandes und den künstlichen Maßnahmen, den See mit ortsfremden Brütlingen zu besetzen.

Hinzu kamen eingreifende Veränderungen des Mondseeufers, die durch künstliche Verbauung verursacht sind.

Zunächst zur natürlichen Veränderung des Fischbestandes im Mondsee. Gewiß, es hat immer Veränderungen in einem Bestand gegeben. Teils sind es natürliche Schwankungen der Populationen, wie etwa die Bestandsdichten von Saibling und Reinanke, die als jeweils gegenläufig beobachtet werden. Teils entstehen sie durch Wechsel in der Intensität der Befischung der Gewässer. So ließ die Fischerei in Kriegszeiten nach, weil für diese schwere Arbeit weniger Männer zur Verfügung standen. Dann hatten die Fische eine lange Schonzeit, und ihr Bestand erholte sich. Bei den Reinanken blieb diese Erholung aus, obwohl die Weite der Fangmaschen auf 50 mm ausgedehnt wurde.

Was die Bestandsdichten von Saibling und Reinanke im Mondsee angeht, so gilt die oben genannte Beobachtung heute nicht mehr. Der Saibling ist seit Ende der fünfziger Jahre aus mehreren Gründen so stark dezimiert, daß er vollkommen geschont wird. Die Pflege seiner Laichplätze hat man jedoch aufgegeben, weil die Arbeit zu kostenaufwendig ist und die Plätze zu schnell verschlammen. Die künstliche Erbrütung ist bis heute ohne Erfolg, weil man nicht über genügend Muttertiere verfügt, um die Bestandsdichte zu erhöhen.

Auch über das Verlöschen der anderen genannten Fischarten weiß man keine eindeutigen Ursachen anzugeben.

Künstliche Erbrütung

Um den natürlichen Verlust an Fischen zu kompensieren und den steigenden Fangbedarf zu decken, hat man die Methode der künstlichen Erbrütung entwickelt. Für das Salzkammergut war zunächst die Teichwirtschaft Heidenreichstein (Waldviertel) der Lieferant. Von hier aus wurden die Setzlinge zu den einzelnen Seen geliefert. Später, in den Jahren 1948/50, wurde dann in Scharfling am Mondsee unter der Leitung von Prof. Einsele die heutige Bundesanstalt für Fischereiwirtschaft errichtet und mit ihr die Fischerbrütungsanstalt Kreuzstein verknüpft. Der Bau dieses neuen Zentrums für die Erbrütung und Aufzucht von Fischen wurde im Zusammenhang mit der Technisierung der Vermehrung der Fische und dem Bedürfnis nach mehr Management der Seenfischerei unter besserer Ausnutzung der natürlichen Produktivität des Gewässers getätigt. Gewiß, die Technik der künstlichen Vermehrung der Fische war nicht neu. Schon in den zwanziger Jahren hatte man damit begonnen, Mutterfische abzustreifen und die Aufzucht der Brut außerhalb des Sees zu bewerkstelligen. Dazu bediente man sich entsprechender Hälterungsanlagen, die in einzelnen Fischerhütten rings um den See verteilt waren. Diese hatten den Vorteil, daß die Temperatur des Wassers mit acht bis neun Grad Celsius gleichmäßig war und auch höher lag als diejenige des freien Wassers, wodurch die Entwicklung der Eier beschleunigt wurde.

Diese Behandlung brachte jedoch wiederum den Nachteil, daß zum Zeitpunkt des Besatzes nach Aufzehren des Dottersackes die Setzlinge im See nicht die Planktonmenge oder -art vorfanden, die für ihr Aufkommen notwendig war. Vermutlich deshalb gingen sie in großen Mengen ein. Jedenfalls wurde nie eine annähernd gleiche Zahl aus dem See herausgeholt, wie man hineingegeben hatte. Die größten Verluste wurden jeweils bei den Saiblingen registriert.

Aufgrund dieser Erfahrung schenkte man den natürlichen Entwicklungsbedingungen der Fische mehr Beachtung und ging zur Methode der Kalterbrütung über. Dazu wird das Quellwasser mit dem kälteren Bachwasser gemischt und somit die Entwicklung der Eier verzögert, bis man den Zustand abgewartet hat, wenn der See wieder sein gutes Nahrungsangebot im Frühjahr aufweist. Auf diese Weise wird der See seit vielen Jahrzehnten künstlich mit Maräne, Hecht, Seeforelle, Zander, Karpfen, Schleie und Saibling besetzt. Dabei ergab sich aus dem Verhältnis Reinanke – Maräne eine Problematik verschiedenen Verhaltens, die man dadurch entstanden glaubt, daß das Gewässer mit künstlich erbrüteten Fischen besetzt wurde, sei es, daß die Elterntiere der Setzlinge aus einem anderen Gewässer stammen und einer anderen lokalen Rasse mit anderen Verhaltensweisen zugehören, sei es, daß die Brut aus dem eigenen Gewässer stammt, jedoch nicht in diesem „zur Welt gekommen ist“.

Im ersten Fall beispielsweise wurde der Mondsee mit Maränenbrütlingen aus Heidenreichstein (norddeutsch-tschechischer Herkunft) besetzt. Deren instinktives Verhalten läßt sie im November laichen, am Seeufer. Die ursprüngliche Mondsee-Reinanke hingegen laicht im Januar, und dann im offenen Wasser zur Seemitte hin. Nun kommt es zu einer Vermischung der Populationen, zu einem genetischen

„Mischmasch“, in dessen Verlauf sich die Verhaltensweisen der Tiere vermischen. Das erschwert dem Fischer die Arbeit. Wenngleich zu beobachten ist, daß die Maräne sich in ihrem Fortpflanzungsverhalten den Reinanken angleicht, so scheint doch das instinktive Verhalten der künstlich erbrüteten Fische gestört. Das zwingt zu der Einsicht, daß der künstliche Besatz eines Gewässers nicht einfach zu einer Wiederherstellung der natürlichen Population führt.

Gleiche Beobachtungen gelten für andere Fische, die zum Besatz des Mondsees erbrütet werden: Die Laichzeiten sind verändert und die ursprünglichen Laichplätze werden nicht mehr aufgesucht. Das gilt nicht nur für die Reinanken/Maränen, sondern auch für den Hecht, weniger für die Seeforelle, wenngleich auch deren Verhalten gestört scheint.

Was den Aal angeht, so hat man ihn – obgleich er nicht der natürlichen Fischfauna des Mondsees angehört – ebenfalls für den Besatz genommen. Ausschlaggebend dafür waren die geringen Kosten für die Brut und das starke Interesse der Sportfischer. Die Erfahrung zeigt jedoch, daß dieser Fisch als Laichräuber auf den übrigen Bestand an Fischen einen verheerenden Einfluß hat. Er folgt den Fischschwärmen bis in die Bäche hinauf. Und wo sich Fische zum Laichen versammeln, da ist der Aal gegenwärtig und frißt sich am Laich satt. Wegen dieser Schädigung hat man seit zirka zehn Jahren gänzlich aufgehört, den Mondsee mit Aalen zu besetzen. Jedoch wandert er immer wieder vom Irrsee nach, weil dieses Gewässer (als einziges im Salzkammergut) noch immer mit Aalen besetzt wird (14 bis 23 Aale pro Hektar entsprechen 5.000 bis 8.000 Stück im See).

Wandel in den Fangmethoden

Im Verlauf der Technisierung ehemaliger Handarbeiten (maschinelle Herstellung von Netzen), Materialveränderungen (Kunstfaser statt Baumwolle und Hanf) und auch des Wandels auf dem Arbeitsmarkt (selbständiger Erwerb wird aufgegeben zugunsten der Fabrikarbeit) vollzog sich auch in der Fischerei eine tiefgreifende Veränderung. Arbeitskräfte waren abgewandert und die weiterhin berufsausübenden Fischer mußten die Arbeit alleine bewältigen.

Dieser Tatbestand zwang die Fischer dazu, die arbeitsintensive Zugnetzfischerei aufzugeben und der Stellnetzfisherei den Vorzug zu lassen, denn diese ist leichter zu handhaben. Auch kam in den fünfziger Jahren das feinfädige, monofile Polyamidgarn in Gebrauch. Dessen Fadenstärke betrug lediglich 0,2 mm. Die Netze waren jetzt von viel geringerem Gewicht als früher. Diese Kunstfaser hatte aber den Nachteil, daß der Faden steif war und dadurch seine Fängigkeit gering blieb. Als man dann dazu überging, monofiles Perlon mit Fadenstärken von 0,12, 0,15, 0,17 mm zu verwenden, da stiegen die Fangquoten um das Dreifache, da erreichte der Jahresertrag an Saibling fünf bis sechs Tonnen.

Die Zugnetzfischerei hatte schnell ihre Anwendung verloren. Heute wird sie im Mondsee gar nicht mehr betrieben. Mit ihrem Aussterben ist auch die Kunst des

Zugnetzstrickens verschwunden. Die heutige Fangmethode ist die der Stellnetz-fischerei, gelegentlich unterstützt durch Elektrofischerei.

Parallel mit den Veränderungen in der Berufsfischerei greift der Tourismus in die sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen ein. Die Zahl der Sportfischer erhöht sich laufend, mehr und mehr werden die Fische mit der Angel statt mit dem Netz gefangen. 1988 wurden zirka 300 Jahreslizenzen vergeben. Hinzu kommen in den letzten Jahren durchschnittlich 1.400 Personen, die mit einer kurzfristigen Lizenz (zwischen 1 Tag bis 1 Monat) am See angeln. Sie alle finden ein Gewässer vor, das seit den vergangenen dreißig Jahren erheblichen Veränderungen unterworfen war. Allen voran, als seeinterner Vorgang, ist die Eutrophierung zu nennen. Sie führte 1968/70 zu der erschreckenden Massentwicklung der Burgunderblutalge, *Oscillatoria rubescens*, die sich in solchen Mengen vermehrte, daß die Fangnetze damit vollkommen bedeckt waren und nur noch schwer hantiert werden konnten. Die Fangerträge gingen zurück. Die Fischer erlitten ökonomische Einbußen.

Gleichzeitig hatte die Eutrophierung einen vielfältigen Einfluß auf die Fisch-fauna. Wie auch in anderen Seen, die eutrophierten, nahmen die Weißfische zu, an Individuenzahl wie auch an Körpergröße. Rußnase, Rotaugen, Rottfeder und auch der Barsch erreichten Körpergrößen, die es früher nicht gegeben hatte. Die Lauben fing man bis dato mit 22 mm Maschenweite, jetzt setzte man 24er- und schließlich 26er-Netze zu ihrem Fang ein. Auch vergrößerte sich der Bestand der Weißfische derart, daß man heute die Zahl der Lauben und Rußnasen im See für weit höher einschätzt als die der Reinanken/Maränen.

Um die Zahl der Weißfische zu dezimieren, hat man den Besatz mit Raub-fischen erhöht. Doch gilt dieser Versuch als fehlgeschlagen, denn der Wiederfang an Raubfischen ist nicht größer geworden.

Deutlich ist jedoch, daß seit dem Funktionieren der zentralen Abwasserreini-gung und der damit verbundenen Verringerung an Nährstoffen im See wiederum eine Änderung in den Fischpopulationen erkennbar ist: der Abwachs geht nicht mehr so schnell wie zu den Zeiten der intensivsten Eutrophierung. Der Barsch bei-spielsweise ist heute verbuttert. Und so regt sich unter den Fischern die Sorge, daß der See ausgehungert werden könnte. Doch dafür gibt es keine Indizien. Die Rein-anken sind nicht magerer als früher; und auch die wichtigsten Nährtiere im See, das Zooplankton, ist nach wie vor in großen Mengen vorhanden. Zwar fängt man hin und wieder einen Fisch mit verkrümmter Wirbelsäule oder verkürzter Körperlänge, auch gehen gelegentlich Reinanken ohne Untermaul ins Netz, doch Nahrungsman-gel ist sicherlich nicht die Ursache für diese Defekte.

Ein weiteres Ereignis hat einen tiefgreifenden Einbruch in die Biologie des Mondsees bedeutet. Das waren der Bau der Autobahn (1961 bis 1964) und der Bun-desstraße rings um den See (1958 bis 1961). Dadurch wurden große Teile des See-ufers aufgeschüttet, die Schilfbestände vernichtet, Laich- und Lebensräume für die Fische zerstört. Diese Wirkung auf die Fischfauna ist nicht direkt nachgewiesen, wird jedoch als schwerer Einbruch in die Bestände angenommen. Ein anderes Ereig-

nis hatte aber nachweislich katastrophale Folgen für den Fischbestand des Gewässers. Das war, als während des Baues der Autobahn der anfallende Abraum einfach in den See gekippt wurde. Nach EINSELE (1963) handelte es sich um eine Million Kubikmeter, ABEL (pers. Mitt.) gibt die Menge mit 1,5 Millionen Kubikmeter an. Doch mehr noch: Damit das tonig-lehmige Erdmaterial aus den Lastwagen leichter in den See rutschen sollte, hat man die Ladeflächen mit Altöl geschmiert. Das verseuchte den See derart, daß es dreimal zu Fischsterben kam. Die weitere Wirkung dieses Vorgehens war von verschiedener Art. Die kolloidalen Anteile dieses Lehm-Ton-Gemisches verteilten sich mit dem Wind und der Wasserströmung sofort im ganzen See. Sie trübten das Wasser und verringerten die Sichttiefe für lange Zeit. Die spezifisch schweren Anteile sedimentierten und bildeten auf der gesamten Bodenfläche eine weiche, schlammige Schicht, die auch die Laichplätze der Saiblinge unbrauchbar machte, denn der Laich braucht frisches, klares Wasser und hat im Schlamm keine Möglichkeit, sich zu entwickeln.

Früher wurden diese Laichplätze für den Saibling alljährlich hergerichtet. Da brachte man mit Ochsenkarren den roten Schotter von der Kienbergwand auf sogenannten Plätten, Flößen, zu den Laichplätzen und trug ihn auf die gereinigte Seefläche auf. Der Saibling hat diese Stellen stets angenommen. Sein Bestand im See war stabil und ertragreich bis zu seinem Rückgang in den fünfziger Jahren, wonach er sich nicht wieder erholt hat.

Im Laufe der vergangenen Jahrzehnte wurden weitere Veränderungen am See durchgeführt, deren negative Folgen auf die natürliche Beschaffenheit des Gewässers nicht wiedergutzumachen sind. Es handelt sich um die Verbauung des Ufers zum Zwecke seiner Sicherung. Der oben genannte Bau der Bundesstraße war daran ebenso beteiligt wie die Bautätigkeit auf den privaten Ufergrundstücken. Durch beides wurde der See nahezu vollständig in den Würgegriff genommen. Die ursprünglich seicht auslaufende Uferlinie wurde durch senkrecht Mauerwerk oder Steinpackungen blockiert, in denen sich kein Brütling und kein erwachsener Fisch aufhalten kann und mag. Der Schilfgürtel, der ehemals auf großen Strecken eine Breite von bis zu fünfzig Metern erreichte, ist zu wenigen Resten zurückgedrängt. Seit 1965 wird seine weitgehende Zerstörung beobachtet, und im Fanggebiet von Fischer Wesenauer ist das Schilf zu annähernd hundert Prozent verschwunden. Im südlichen Teil des Sees, dort, wo Fischer Reichl sein Revier hat, sind von dem ehemals zirka vierzig Meter breiten Gürtel nur noch kleine Reste vorhanden. Und Fischer Plätzenhuber klagt: „Wir haben so einen schönen Schilfgürtel gehabt!“

Das bedeutet, daß rings entlang des Seeufers den Fischen ein wesentlicher Teil ihres Lebensraumes unwiederbringlich zerstört ist. Das gleiche gilt für die Zeller Ache, die derart verbaut ist, daß kein Fisch für sein Laichgeschäft mehr als 800 m aufsteigen kann. Zwar wird versucht, die so entstandene Beeinträchtigung des natürlichen Bestandes durch künstlichen Besatz zu kompensieren, aber auf die Frage nach dem Erfolg dieser Maßnahmen kann zur Zeit keine bejahende Antwort gegeben werden. Statistisch ist jedenfalls kein Zusammenhang zwischen Einsatz und Ausfang (NAUWERCK, A., 1989) erkennbar. Dieser Tatbestand hängt auch davon ab,

daß die Dynamik der Fische im Gewässer generell schwer zu erfassen ist und der Fischer immer erst drei bis vier Jahre nach dem Einsatz der Fische, nämlich dann, wenn sie ins Netz gehen, anhand der Ausfangsquoten Angaben über den Zustand der einzelnen Populationen machen kann.

Neben all den genannten Veränderungen des Mondsees, die durch direkte und indirekte Tätigkeiten des Menschen bisher hervorgerufen wurden, ist der Tourismus von vorrangiger Bedeutung. In seiner modernen Form hat er ein Ausmaß an Massenhaftigkeit angenommen, die für den See, seine Fische und Fischer bereits bedenklich wird: 400 parkende Autos an einem schönen Wochentag im Strandbad Loibichl, 27 wild kampierende Wohnwagen zwischen Plomberg und Scharfling, 300 Surfer zwischen Kreuzstein und See, zahllose Fahrten von Wasserski-Motorbooten, Diebstahl nicht nur von Fischen aus den Stellnetzen, sondern auch die Netze selbst werden gleich als Beute mitgenommen. Der Massentourismus kann sicherlich als Streßfaktor Nummer eins für den See betrachtet werden. Unkontrollierte Abfälle jeglicher Art, Lärm – die Fische verschwinden. Vorübergehend?

Neben diesen Erscheinungen der künstlichen Veränderung des Mondsees machen sich die natürlichen vergleichsweise harmlos aus. Schwankungen im Fischbestand hat es schon immer gegeben, sie sind seit Jahrhunderten beobachtet worden. Auch ganz neue Ereignisse traten auf, wie die Einwanderung der Dreikantmuschel (*Dreissena polymorpha*), die im Jahre 1975 zum ersten Mal im Mondsee beobachtet wurde. Seitdem hat sie sich derart massenhaft entwickelt, daß sie den Seeboden in großen Flächen bedeckt und die vorher ansässige Teichmuschel (*Anodonta* sp.) weitgehend verdrängt hat. Daneben haben die Bläuhühner (*Fulica atra*) und Stockenten (*Anas platyrhynchos*) an Zahl zugenommen. Doch sie helfen eher, die Plage der Dreikantmuscheln zu reduzieren, jedenfalls im Uferbereich.

Auch die Verschlammung des Gewässers unterliegt Schwankungen. Diese rühren her von den Abschwemmungen aus dem umgebenden Wassereinzugsgebiet und hängen ab von der Menge der Niederschläge. Hinzu kommt, daß in der Jahreszeit mit erhöhtem Algenwachstum deren Stoffwechselaktivität in Verbindung mit den chemischen Wassereigenschaften die sogenannte biogene Ausfällung von Kalk hervorruft. Dieser Kalk trübt den See milchig grau und setzt sich als feiner Schlamm auf die Netzfäden. Dann fangen die Fischer weniger, weil die Fische die Netze erkennen und ihnen ausweichen. Das gilt besonders für die Reinanken. Die Brachsen hingegen sehen nicht so gut und gehen auch in das schmutzige Netz. Jedenfalls müssen die Netze täglich gespült werden – dann ist der Fang besser. Das war früher, in den zwanziger, dreißiger Jahren, auch schon so.

Empfehlungen

Um den Ertragsreichtum des Mondsees und seine natürliche Schönheit nicht weiter zu opfern, schlagen die genannten Berufsfischer verschiedene Maßnahmen zum Schutz des Gewässers vor. Dazu sollte ein generelles Verbot von Motorbooten (ausgenommen Berufsverkehr), keine weiteren Uferverbauungen, kein wil-

des Campieren im Uferbereich ebenso gehören wie kein weiterer Einsatz von Aalen im Irrsee und die Einrichtung ganzjähriger Schutzzonen im Uferbereich.

Mit dieser Zusammenschau, die aus lebenslangen Erfahrungen der genannten Fischer geschmiedet wurde, zeichnet sich ein Berufsbild, dessen Veränderungen von natürlichen, biologischen als auch technisch-ökonomischen Wechsels geprägt ist. Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß aus Gründen des geringen Einkommens das berufliche Interesse an der Fischerei stark nachläßt. Das hat zur Folge, daß tradierte und persönliche Erfahrungen mit dem Gewässer und seinen Fischen verlorengehen. Dieser Verlust läßt sich durch das wachsende Interesse an der Sportfischerei nicht kompensieren. Die Sportfischerei wird als Hobby betrieben, nicht als Beruf. Sie ist für die Existenz der ausübenden Person nicht notwendig. Sie braucht nicht täglich bei Wind und Wetter die Netze kontrollieren. Ihr genügt das Erfolgserlebnis, einen Drill mit einem Hecht zu haben. Deshalb ist die Sportfischerei mehr an einem Management des Sees in Richtung Raubfischgewässer interessiert und verfolgt dabei die Vorstellung, daß die Ökonomie eines Gewässers planbar sei. Das heißt, die abnehmende Wirtschaftlichkeit soll durch Bewirtschaftung ersetzt werden. Freizeitinteressen sind dabei von Vorrang gegenüber der beruflichen Bindung.

Literaturverzeichnis

EINSELE, W. (1963): Schwere Schädigungen der Fischerei und der biologischen Verhältnisse im Mondsee durch Einbringung von lehmig-tonigem Bergabraum. Österr. Fischerei, Jg. 16, H. 1, S. 1-9.

WOLFF, P. (1977): Die Jagd- und Haustierfauna der spätneolithischen Pfahlbauten des Mondsees. Jb. ÖÖ. Musealverein, Bd. 122/1, S. 269-347.

NAUWERCK, A. (1989): Veränderungen im Fischbestand des Mondsees seit 1955. Österr. Fischerei, Jg. 42, H. 11/12, S. 276-285.

Den Fischern Wesenauer, Reichl, Daxner, Plötzeneder, Abel und Strobl, ebenso Frau M. Wiener sei herzlich gedankt für ihre große Bereitschaft, für diesen Bericht Rede und Antwort zu stehen. Herrn Dr. A. Jagsch danke ich für die Revision des Textes.